



Leseprobe aus Mörsberger, Beziehungsweise Vertrauen,
ISBN 978-3-7799-6493-3 © 2022 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6493-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6493-3)

Übersicht

Warum dieses Plädoyer? Einleitung	9
I. Von wegen Vertrauen. Annäherungsversuche an eine schwierige Begrifflichkeit	17
II. Ja wirklich? Vom Umgang mit dem Thema Vertrauen und seinem Verhältnis zur Realität, zum Narrativ und zur Wahrheit	53
III. Eine Art Dialektik der Aufklärung? Misstrauen und kritische Sichtweisen als Voraussetzung für – Vertrauen	93
IV. Arbeitsbeziehung oder Beziehungsarbeit? Vertrauen lebt von Gegenseitigkeit, benötigt Zeit und Raum, überhaupt förderliche Rahmenbedingungen	119
V. Selbstvertrauen: Da hängt dann irgendwie alles mit allem zusammen	145
VI. Gesellschaft mit verschränkter Haftung: Wie Vertrauen in unserer Rechtsordnung geschützt und in der Rechtspraxis unterlaufen wird	167
VII. Beim Thema Datenschutz kommt es zum Schwur: Obsiegt die Tendenz zum Formularismus oder wird endlich die Beziehungsfrage in den Blick genommen?	195
VIII. Liebesgrüße aus dem Off: Wird jetzt in (a-)sozialen Netzwerken mehr vertraut als in der Beziehung zwischen einzelnen Menschen?	229
IX. Notwendige Bereitschaft zum Risiko versus mangelnde Sorgfalt. Was mit der Kritik an „Absicherungsmentalität“ gemeint ist	249
X. Beispiel Kinderschutz: Im Irrgarten diffuser Verantwortlichkeiten. Helfen und Erziehen auf der Basis eines „konstruktiven Misstrauensvotums auf Gegenseitigkeit“	273
XI. „Wohin soll das führen?“ Das Thema Vertrauen als Gegenstand von Erziehung, Politik und politischer Bildung	303
XII. Grenzperspektiven. Durch einen veränderten Umgang mit dem Thema Vertrauen für's berufliche Helfen und Erziehen neue Entwicklungschancen entdecken	333
Endnoten	365

Warum dieses Plädoyer? Einleitung

1.

Vertrauen als „Beziehungsweise“ zu thematisieren, um dann in Konsequenz dessen dafür zu plädieren, dass sich das berufliche Helfen und Erziehen neu definiert – auf den ersten Blick scheint das ein sehr weiter Bogen zu sein. Aber wirklich nur auf den ersten Blick. Schaut man nämlich genauer hin, wird schnell erkennbar, wie eng diese Dinge zusammenhängen, ist der Bogen schnell geschlagen zu der Frage, warum sich das berufliche Helfen und Erziehen neu definieren, sich also – das ist wörtlich gemeint – abgrenzen¹ sollte. Und **warum Vertrauen dabei ein Schlüsselbegriff ist.**

Dieser Schlüsselbegriff ist allerdings schwer greifbar, obwohl jedem geläufig. Er ist Ausgangspunkt und Zentrum dieses Buches, in dem zwar die aktuelle wie Jahrhunderte alte Frage nach dessen Bedeutung aufgegriffen wird, aber sehr bald bezogen auf praktische Aspekte und konkretisiert auf Arbeitsfelder des beruflichen Helfens und Erziehens. Also auf das, was in der Sozialarbeit mit Familien passiert, in der Betreuung junger und alter Menschen, im Allgemeinen Sozialdienst des Jugendamts, in der Arztpraxis wie im Anwaltsbüro, im Krankenhaus wie in Einrichtungen für Pflegebedürftige. Aber auch in der Arbeit im Kindergarten, in der Schule, im Heim. Da, wo Beziehungsaspekte besonders wichtig sind, wo Beziehungsarbeit geleistet wird. Da sind zwar – auch beim Thema Vertrauen – Unterschiede zu machen. Aber es sind eben auch Gemeinsamkeiten festzustellen, etwa mit der dem Untertitel dieses Plädoyers zugrunde gelegten Behauptung, dass dort „**Formularisierung**“ und **Absicherungsmentalität** zunehmen. So gibt es dann zwar doch einen weiten Bogen, aber weniger in der Sache als vielmehr im Sinne eines Spannungsbogens.

2.

„Ein Buch über Vertrauen?“, fragte mich ein Freund, als ich ihm von meinen Plänen für diese Publikation berichtete. „Das ist doch einer dieser Begriffe, die emotional viel zu hoch aufgeladen und eigentlich nie so richtig zu packen sind. Und wenn sie doch mal sachlich angegangen werden, wird alles furchtbar abstrakt und akademisch, eine Materialschlacht mit Fußnoten!“ „Ja“, habe ich entgegnet, „das hat mich bislang auch immer daran gehindert, das Thema Vertrauen etwas genauer anzugehen. Es ist wahrlich komplex und es schien mir angesichts meines großen Respekts vor den tangierten Wissenschaften lange Zeit geradezu vermessen, dazu etwas schreiben zu wollen. Jedoch gibt es Gründe, es nun doch zu versuchen.“

Nun könnte, wer den Titel des vorliegenden Buches liest, diesen so verstehen, dass hier **generell und pauschal für „mehr Vertrauen“** in der Praxis des beruflichen Helfens und Erziehens plädiert würde. Natürlich war von Anfang an klar, **dass es genau darum nicht gehen konnte, sondern Differenzierung** gefragt ist. Klar war andererseits aber auch, dass solche Differenzierung nicht etwa dazu beitragen sollte, die komplexe Thematik noch komplizierter zu machen, als sie ohnehin ist. Ganz im Gegenteil: Sie soll Orientierung im Dickicht der verschiedenen Einschätzungen bieten, vielleicht auch neue Sichtweisen eröffnen oder auch – so mein stiller wie dringlichster Wunsch – Diskussionen auslösen. Im Laufe der Zeit wurde dann allerdings etwas deutlich, was den Autor überrascht und regelrecht verblüfft hat: Es erwies sich als unentbehrlich und stellt nun sogar einen Schwerpunkt dieses Buches dar, nämlich **bei zentralen Begrifflichkeiten genauer nachzuhaken, was sie „eigentlich“ besagen** (insoweit auch zu definieren, also abzugrenzen) oder auch ursprünglich einmal bedeutet haben.

Das betraf keineswegs nur Begriffe wie „Vertrauen“, „Beziehung“ oder auch „Helfen“ und „Schützen“, wurden kritische Rückfragen – auch in etymologischer Hinsicht – in fast jedem Kapitel zum Thema, obwohl es zunächst so ausgesehen hatte, als sei man sich da in den Wissenschaften jeweils längst einig. Verblüffend war das für den Autor nicht zuletzt deshalb, weil wohl niemand bei der Durchsicht seines Abiturzeugnisses (zugegeben: von anno dunnemals) auf die Idee käme, es könnte da eine besondere Vorliebe für sprachliche Fein- und Besonderheiten mitgewirkt haben. Diese Vorliebe hat sich erst sehr viel später entwickelt, learning bei doing sozusagen.

So wurde das Ganze mitunter zu einem Abenteuer, aber wie das mit Abenteuerreisen so ist: Das ursprüngliche Ziel mag man irgendwann erreicht haben. Aber letztlich erweist sich vieles als ebenso wichtig oder vielleicht sogar noch wichtiger, was zunächst nicht im Blick war, dann aber eher on tour entdeckt wurde, im wörtlichen wie übertragenden Sinne. Das war faszinierend für den Autor, kommt hoffentlich bei der Leserschaft auch so an. Dazu sei der Schriftsteller *Reinhard Baumgart* zitiert: „Odysseus wusste sehr wohl, warum er so viele Umwege machte!“

3.

Zum Stichwort Vertrauen findet sich eine Menge Fachliteratur. Meist jedoch ist sie bezogen auf das Wirtschaftsleben, gewissermaßen das Vertrauen instrumentalisierend. Repräsentanten des Wirtschaftslebens betonen, wie wichtig Vertrauen für's Geschäft sei. Da gibt es Ratschläge, wie man bei den Käufern Vertrauen wecken oder fördern kann, ebenso bei Handelspartnern, nicht zuletzt für den Umgang mit dem betrieblichen Personal. Seit einigen Jahren ist der „Faktor Vertrauen“ aber auch in der Politik angekommen, allerdings meist im

Sinne einer Problemanzeige, als Verlustmeldung (Stichwort: „Politikverdrossenheit“). Inzwischen wird Vertrauen aber auch wieder in grundsätzlicherer Weise und fachbereichsübergreifend thematisiert, zunächst in der Soziologie (insbesondere durch *Niklas Luhmann* mit seiner These, dass Vertrauen „Komplexität reduziert“ und seiner „Entdeckung“ des Typus „Systemvertrauen“)². Liest man dazu die besonders prägnanten Überlegungen von *Claus Offe*³ oder auch *Jan Philipp Reemtsma*, der die Thesen *Antony Giddens* zum Thema Vertrauen kritisch angeht⁴, staunt man zwar über die vielen Verzweigungen, die es bei der Reflexion über den Begriff bzw. das Phänomen Vertrauen gibt, bleibt zuletzt aber ratlos, wenn es um die Konsequenzen in der Praxis geht. Bei etlichen Autorinnen und Autoren **im Bereich der Sozialwissenschaften ist man erstaunt über die resignativen Untertöne**, wenn man dort das, was *Niklas Luhmann* in seiner un-nachahmlich trocken-nüchternen Art seiner Analyse gesellschaftlicher Systeme inhaltlich überzeugend beschreibt, genügen lässt, um **eine so gravierende Begrifflichkeit wie Vertrauen in seiner sprachlichen Bedeutung per „Systemvertrauen“ quasi zu entkernen und die Frage nach den Konsequenzen z. B. für das Selbstverständnis der sozialen Arbeit ad acta zu legen**.

Offenbar fasziniert die Schlüssigkeitsverheißung der Systemtheorie so sehr, dass man bereit ist, den für jedermann doch als besonders sensibel verstandenen Begriff Vertrauen in ordentlich getrennte Bedeutungsschubladen zu packen. Damit wird jedoch einer beliebigen oder auch affirmativen Handhabung des Vertrauensbegriffs bei politischen Diskursen Vorschub geleistet. Sollen wir wirklich uns unbekanntem ExpertInnen „vertrauen“? Reicht es nicht, wenn wir Grund zu der Annahme haben, dass wir ihnen viel *zutrauen*, hohe Erwartungen haben an ihre Kompetenzen? Sie hohe Autorität haben? Aber ihnen *vertrauen*!?

In jüngster Zeit wird das Thema Vertrauen auch wieder da aufgegriffen, wo es historisch einmal seinen Stammpfahl hatte: **In der Theologie und in der Philosophie**, aktuell besonders pointierend angesprochen durch den in der Schweiz lehrenden Philosoph *Martin Hartmann*⁵, ebenso in der Geschichtswissenschaft⁶ und inzwischen auch in der Neurologie sowie den Literaturwissenschaften⁷. Es ist aber ein Wink mit dem Zaunpfahl, dass – wie oben schon unter boshafter Berufung auf Materialschlachten in den Fußnoten angedeutet – dieses Plädoyer selbstverständlich nicht als wissenschaftliche Ausarbeitung zu verstehen ist, sehr wohl jedoch als eine Aufforderung, den Begriff Vertrauen nicht dem verzehrenden BlaBla des alltäglichen Geredes zu überlassen.

Vertrauen ist nämlich etwas Wunderschönes – wenn man es hat. Oder wenn es entgegengebracht wird. Zunächst gibt es jedenfalls ein gutes Gefühl. Aber Vertrauen darf als Stichwort auch ungestraft wertend in dieser oder jener Richtung ins Spiel gebracht werden, also ziemlich willkürlich. Wie es einem gerade so ist, vielleicht schmeichelnd oder gar anbiedernd, nicht selten als eine Art „Hieb- und Stichwort“. Vertrauen kann bei Gelegenheit einfach behauptet oder aber auch entzogen werden, ohne dass dies weiter begründet werden müsste. Seine Bedeutung landet bei

Rückfragen nicht selten im Unendlichen. Es darf propagiert werden, ohne selbst ehrlich und wahrhaftig dafür einstehen zu müssen. Der Begriff Vertrauen wird dabei oft ähnlich verwendet **wie im Kartenspiel der sog. Joker**. Fehlt mir die passende Karte, kann ich – sofern zur Hand – einen solchen Joker ziehen und auf diese Weise meine Chancen zum Spielgewinn verbessern. Wie ein Joker wird das Stichwort Vertrauen z. B. in politischen Verlautbarungen eingesetzt. Mal in der optimistischen Variante („wir bauen an der Förderung des Vertrauens“), mal in der pessimistischen („uns fehlt da jegliches Vertrauen“). Belege für die eigentlichen Inhalte und Motive dürfen im Zweifel wie in einer Privatschatulle versteckt bleiben. Aber wer kennt nicht Ähnliches aus seinem Privatleben oder vom Arbeitsplatz?

4.

Anders als in den genannten Fachgebieten wird der Begriff Vertrauen in den Bereichen Sozialarbeit / Sozialpädagogik und Erziehung / Bildung auch heutzutage zwar oft erwähnt, aber relativ selten thematisiert⁸. Wenn doch, dann entweder resignativ („die Beziehungen der Leistungsadressaten zu den leistungsgewährenden Institutionen sind nicht mehr geprägt von einem Vertrauen, wie es früher einmal selbstverständlich war“) oder moralisierend und lediglich appellativ („Vertrauen ist wichtig“). Das überrascht, denn dass Vertrauen dort eine besondere Rolle spielt, weiß ein jeder. Aber mit welchen praktischen Konsequenzen?

Nun erklärt *Michael Hartmann* in seinem 2020 erschienenen Buch „Vertrauen. Die unsichtbare Macht“⁹ das gesteigerte Interesse der Öffentlichkeit am Stichwort Vertrauen damit, dass eben immer das verstärkt angesprochen werde, was entbehrt wird. Aber war das in Sachen Vertrauen jemals anders? So schrieb z. B. vor fast 70 Jahren der Tübinger Philosophie- und Pädagogikprofessor *Otto Friedrich Bollnow*: „Man hat unsre Zeit geradezu durch den Verlust des Vertrauens gekennzeichnet. Und das mit Recht...“. Die existenzielle Angst des heutigen Menschen sei die notwendige Folge dieses „alles ergreifenden Vertrauensverlustes“¹⁰.

Damit stellt sich jedoch die Frage: Gilt da auch der Umkehrschluss? Wenn das Thema **Vertrauen in den Bereichen Sozialarbeit/Sozialpädagogik sowie Erziehung/Bildung** damals wie heute keineswegs verstärkt angesprochen wird, allenfalls in der Literatur da und dort mal erwähnt, sonst aber kaum diskutiert wird, heißt das, dass Vertrauen da nicht entbehrt würde?

Mitnichten! Nur gibt es im Bereich des Helfens und Erziehens eine Besonderheit. Diese Besonderheit war dann auch der maßgebliche Grund, nun doch das Thema Vertrauen etwas systematischer anzugehen und dieses Buch zu schreiben. Allzu provozierend ist nämlich die Diskrepanz zwischen der meist sehr oberflächlichen Verwendung dieses Begriffs in der Praxis dieser Bereiche einerseits und der Bedeutung, die Vertrauen auch und gerade dort hat – beziehungsweise (!) haben sollte – andererseits. Selten ist dort von den unterschiedlichen Facetten

und Perspektiven dieses Begriffes zu lesen¹¹ und erst recht nicht von Diskursen über mögliche oder auch erforderliche Konsequenzen für das jeweilige Aufgabenverständnis und die entsprechende Umsetzung in die Praxis – und in die Politik. Eben dies wäre aber gerade für das berufliche Helfen und Erziehen vonnöten, um glaubwürdig zu sein. Aktuell jedoch führt die Art der Verwendung des Begriffes Vertrauen eher dazu, auf Vertrauen erst gar nicht mehr zu bauen, es dann vielleicht auch gar nicht zu entbehren, weil man es in Wahrheit gar nicht mehr (wirklich) erwartet.

5.

Berufliches Helfen und Erziehen. Was da Vertrauen bedeutet? Die Experten wissen es: Gewalttätigen Jugendlichen fehlt insbesondere Vertrauen. Verzweifelten Eltern fehlt allzuoft Vertrauen, schlechten Schülern ebenso. Erfahrene Praktiker, ob nun in den Bereichen Helfen und Erziehen tätig, auch speziell in Arztpraxen oder Altenpflegeheimen, sagen es immer wieder: Vertrauen ist die beste Medizin! Aber **Vertrauen gibt es nicht auf Rezept!**

Auch wird mitunter behauptet, Vertrauen sei eben da oder sei nicht da, es gebe da keine Abstufungen. Doch, die gibt es sehr wohl. Wer behauptet, es gebe da nur ein Ja oder Nein, der macht es sich zu einfach. Vieles ist nun mal komplex im Leben. Man braucht sich nur die eigene Biographie anzuschauen, also wie man selbst dann und wann vertraut hat. So macht es Sinn, differenzierend vorzugehen, also z. B. Zufälle von dem zu unterscheiden, was von wem mit oder ohne Absicht gesteuert wurde. Warum da Vertrauen entstanden oder zerstört worden ist, mag viele Gründe haben, offenkundige wie versteckte. Es wird je nach Perspektive so oder anders beurteilt. Aber das heißt nicht, dass es nicht sinnvoll oder gar notwendig wäre, sich mit diesen Unterschieden zu befassen. Und zwar möglichst konkret und soweit möglich auch ein bisschen sortiert.

6.

Beim „Sortieren“ des Phänomens Vertrauen hat meine berufliche Provenienz als Jurist eine Rolle gespielt. Da ist man fachlich-methodisch, also gewissermaßen handwerklich darin geübt, auf Diskrepanzen zwischen abstrakt-normativen Vorgaben und tatsächlichem Geschehen zu achten. Ein typisches Beispiel für solche Diskrepanzen ist die vergleichsweise neue Rechtsmaterie „Datenschutz“. Bei der Öffnung einer App wird einem treuherzig erklärt, wie wichtig dem Anbieter der „Schutz der Privatsphäre“ sei, um fast gleichzeitig mitzuteilen, dass man nun allerdings das Button „Zustimmung“ anklicken müsse, um an die gewünschten weiteren Funktionalitäten zu gelangen.

Diskrepanzen ergeben sich aber auch, wenn „der Datenschutz“ allzu gerne als Vorwand genutzt wird, sich weitere Mühen oder auch nur weiteres Nachdenken zu ersparen. Jedenfalls genügen zur Bildung von Vertrauen keine Häkchen an der Check-Liste des Formulars oder allgemeine und dann doch situativ geprägte und interessengeleitete Güterabwägungen. Es scheint auch vergessen zu sein, dass es dem Bundesverfassungsgericht in seinem Wegweisenden Volkszählungsurteil von 1983 keineswegs nur um den Schutz der Privatsphäre ging, sondern mindestens ebenso um – Vertrauen.¹² So droht die Gefahr, dass „der Datenschutz“ zunehmend zur Leerformel verkommt – entweder, je nach Interessenlage, mit **formalisierten Einwilligungsprozeduren** oder aber mit **moralisierenden Notstandsparolen**.

7.

Was die beiden Anknüpfungspunkte „Formularismus“ und „Absicherungsmentalität“ angeht, liegt es natürlich nahe, die ironisierende Wortschöpfung „Formularismus“ wie auch die „Absicherungsmentalität“ als Synonyme für „Bürokratisierung“ zu verstehen. Gemeint ist jedoch Spezielleres und ist der Fokus ein etwas anderer. Ohnehin ist in dieser Hinsicht besondere Differenzierung angesagt, denn inzwischen ist die **Kritik an Bürokratisierung** politisch – früher einmal eine Domäne für emanzipatives Engagement – zu einer zwielichtigen Kampfparole nach dem Motto „Haltet den Dieb“ geworden. Unter der Fahne einer (möglichst) ungezügelter Marktwirtschaft wird gerne scheinheilig mit dem Finger auf staatliche Institutionen gezeigt und deren „Beamtenapparat“ als Inbegriff von Bürokratie dargestellt. Dabei wird verschwiegen, dass diese Marktwirtschaft bei genauerer Betrachtung überhaupt nur funktionieren kann, wenn der staatliche (und dort angesiedelte organisatorische) Rahmen entsprechend gestaltet ist.¹³ Das Geschehen um die Corona-Krise ist dafür keineswegs der erste, aber doch besonders augenfällige Beweis. Es ist Ideologie pur, wenn in den veröffentlichten Klischees die Mentalität von Top-Managern oder auch start-up-Matadoren verglichen wird mit schlecht bezahlten Verwaltungskräften im Schulamt. Der Buchhalter-Ärmelschoner-Typus hat sich weniger beim Grundbuchamt entwickelt als vielmehr in den Riesenkontoren der internationalen Handelskonzerne.

Und sicher ist die Kritik an „Absicherungsmentalität“ keine Neuigkeit. Aber es hat Gründe, warum solche Mentalität zunehmend belohnt wird, obwohl Formularismus wie Absicherungsmentalität die Entwicklung menschlicher Beziehungen, also folglich Selbsthilfekräfte und eben Vertrauen nicht gerade fördern, auch wenn es insofern natürlich differenzierter Betrachtung bedarf. Jedenfalls: Wirksames Helfen und Erziehen wird durch Formularismus und Absicherungsmentalität – so die These – blockiert. **Es geht nicht nur auf die Nerven, wenn allzu oft und wohl in zunehmendem Maße mutiges Handeln durch Absicherungsmentalität im Umfeld ausgebremst wird. Es schadet.**

8.

Aber warum soll sich das berufliche Helfen und Erziehen deshalb (neu) „definieren“, also im wörtlichen Sinne verstanden: Sich abgrenzen? Ausgerechnet im Zusammenhang mit dem Thema Vertrauen – bezogen auf das (berufliche) Helfen und Erziehen – abgrenzen? Was ist dabei mit Abgrenzung gemeint? Es hört sich ja fast an wie der Corona-bedingte neue Verhaltenstrend des Abstandhaltens. Abstand halten beim Helfen und Erziehen? Schwierig. Erst wird Vertrauen als „Beziehungsweise“ angesprochen und dann für Abgrenzung plädiert? Sind das nicht eher Gegensätze? Wie soll das zusammen gehen?

Doch, es geht. Es geht sogar nicht nur zusammen, sondern es gehört auch zusammen. **Vertrauen und Abgrenzung bedingen sich geradezu.** Das ist jedenfalls eine weitere These dieses Plädoyers. Insbesondere aber: Trifft diese These zu, geht es um sehr handfeste Konsequenzen, hier: für das berufliche Helfen und Erziehen. Für die Beratung und Unterstützung für Eltern, Jugendliche und Kinder in Jugendämtern und Beratungsstellen, für die Erziehung in Kindergärten und Heimen, für den Unterricht in der Schule, für das Betreuen in Altenpflegeheimen.

9.

Das letzte Kapitel dieses Buchs ist überschrieben mit dem zunächst vermutlich rätselhaft wirkenden Terminus „Grenzperspektiven“. Tatsächlich aber kennzeichnet dieser Terminus so etwas wie einen roten Faden, der – teils deutlich teils etwas versteckt – sämtliche Kapitel dieses Buches durchzieht. Diese Grenzperspektiven – **der Blick auf Grenzen oder auch von Grenzen aus** – haben es in sich. Beim beruflichen *Erziehen* ist es evident: Da geht es tagtäglich um die Frage, inwieweit Kindern und Jugendlichen die Beachtung von Grenzen zu vermitteln ist. Oder im vermeintlichen Gegensatz dazu, dass der im Aufwachsen begriffene junge Mensch dabei unterstützt wird, seine bisherigen Grenzen zu überschreiten, vielleicht „sich selbst zu übertreffen“. Aber auch beim beruflichen *Helfen* geht es permanent um Grenzen, also um's Definieren. Zunächst bei dem, der Hilfe benötigt. Ebenso bei dem, dessen berufliche Aufgabe es ist zu unterstützen. Und bei alledem die Frage: Welche Rolle spielt Vertrauen, oder auch Misstrauen?

10.

Das nachfolgende Plädoyer basiert im Wesentlichen auf dem, was den Autor schon seit längerer Zeit beschäftigt hat, auf Erfahrungen, Einschätzungen, **Nachdenklichkeiten**. Wenn dabei die genauere Betrachtung von Begriffen, auch und gerade der vertrauten, fasziniert hat, sollte das nicht zu dem Missverständnis

führen, als ginge es um „Sprachpurismus“ oder gar „Sprachpolizei“. Als Beweis des Gegenteils mag dienen, dass z. B. der Untertitel dieses Buchs grammatikalisch höchst fragwürdig sein dürfte („Und warum sich das berufliche Helfen und Erziehen angesichts zunehmender Formularisierung und Absicherungsmentalität neu definieren sollte“). Erstens gibt es natürlich nicht *das* berufliche Helfen und *das* berufliche Erziehen. Zweitens sind – sprachlich betrachtet – weder „das Helfen“ noch „das Erziehen“ in der Lage, sich zu definieren. Und drittens sind das Helfen und das Erziehen eine Mehrzahl, wird hier aber als Einheit und damit im Singular verwendet, bedeutet das Helfen und Erziehen als Gesamtbegriff etwas.

Aber es sei dem Autor – im Jargon seiner Juristenzunft – ein „Rechtfertigungsgrund“ zugestanden: Die literarische Freiheit. Zum Zwecke der Pointierung. Es heißt zwar, der Zweck dürfe nicht die Mittel heiligen. Falsch. Es gibt ohnehin zu allen Regeln Ausnahmen. Zum Beispiel hier. Aber es kommt nicht darauf an, in sprachlicher Hinsicht nach richtig oder falsch zu fragen. Wichtig war und ist, überhaupt danach zu fragen, ob diese oder jene Begrifflichkeit missverständlich verwendet wird, vielleicht in die Irre führt oder umgekehrt, zu neuen Erkenntnissen führen könnte.

Es genügt nicht, ans Vertrauen zu appellieren. Bei aller Komplexität der Thematik, von der dieses Plädoyer handelt, ist festzuhalten: **Vertrauen fällt nicht vom Himmel**. Es mag sich durch günstige Umstände naturwüchsig entwickeln, ist dann einfach da. Oder eben nicht. Aber auch und gerade beim beruflichen Helfen und Erziehen muss es meist über längere Zeit hinweg erst einmal erarbeitet werden. Das kann mühsam sein oder eher spielerisch passieren, aber kostet etwas: Geduld, Ehrlichkeit, Sensibilität, ist mitunter mit Risiken verbunden. Vertrauen ist jedenfalls kein statisches Ja oder Nein. Vertrauen ist von Natur aus in Bewegung – weil es mit menschlichen Beziehungen zu tun hat. Und mit Grenzziehungen. Grenzen erkennend, anerkennend. Eben definierend. Auch etwas neu definierend. Oder doch auch Grenzen überschreitend, also je nach Bereitschaft oder auch Fähigkeit stabiles Vertrauen entwickelnd und so neue Möglichkeiten eröffnend.

Was das heißt für die Akteure des beruflichen Helfens und Erziehens? Man sollte auf kluge Weise Fragen stellen, die eigene Rolle klar genug definieren, sich abgrenzen – und so Vertrauen schaffen. Durch konkretes Tun und Lassen, auch wenn sich immer wieder neue Grenzen auftun. Um mit *Antoine de Saint-Exupéry* zu sprechen: „Die Zukunft soll man nicht voraussehen wollen, sondern möglich machen“.

I. Von wegen Vertrauen. Annäherungsversuche an eine schwierige Begrifflichkeit

Vertrauen ist nur dort möglich,
wo ich mich auf etwas beziehe,
das grundsätzlich nicht in meiner Macht steht

Otto Friedrich Bollnow

Inhalt

1.	Vertrauen als Phänomen	19
2.	Schön, wenn einem Dinge vertraut sind. Aber das Ungewohnte und das Fremde gehören ebenso zum Leben	21
3.	Definition per Begriffsanalyse? Und: Nicht zu vertrauen muss nicht sogleich Misstrauen sein	23
4.	Wenn von Vertrauen gesprochen wird, aber etwas anderes gemeint ist, z. B. „nur“ Einschätzung, Hoffnung, Zuversicht oder Glaube	30
5.	Eupistia, confidentia, reliance, trust ... Vertrauen. Zu den Schwierigkeiten, die sich aus fremdsprachlichen Rückübersetzungen ergeben können. Die Sache mit dem „Urvertrauen“	34
6.	Systemvertrauen 1: Sollen wir positive Einschätzungen zu (abstrakten) Systemen wirklich „Vertrauen“ nennen?	37
7.	„Dem Braten trau' ich nicht; ver-trauen tu' ich allenfalls dem Koch“. Wo im Volksmund die Unterschiede noch erkennbar werden, aber ausgerechnet die Sozialwissenschaften den Vertrauensbegriff inhaltlich entkernen	38
8.	Systemvertrauen 2: Die Ansprechpartner und Repräsentanten von Systemen: Ihr Verhalten kann ein personales Vertrauensangebot sein („personal vermitteltes Systemvertrauen“)	41
9.	Fokussierungen in Sachen Vertrauen. Versuch einer Typologie: Sach- / Fachkompetenz; moralische Integrität, Zuverlässigkeit; Diskretion, Respekt; faire Vermittlung zu den jeweiligen Systemen	42
10.	Und was ist, wenn ich meinem Hund vertraue und der mir vertraut? Provozierende wie erhellende Beobachtungen und was wir tatsächlich unter Vertrauen verstehen sollten	47
11.	„Ich liebe keine Staaten, ich liebe meine Frau; fertig!“ (Bundespräsident Gustav Heinemann 1969). Zu den faszinierenden Facetten des Personalen – als Kernelement des Vertrauensbegriffs	49
12.	Vorschlag zur Güte: Am Rednerpult kein Vertrauen ohne personales Gegenüber. Aber für den Alltag wird zum Anthropomorphismus eingeladen. Der ist so schön menschlich	51

1. Vertrauen als Phänomen

Vertrauen ist ein Phänomen. Es ist bunt und es ist farbig. Beides zugleich. Das ist jedenfalls die Ausgangsthese bei dem Versuch, sich Vertrauen in seiner Begrifflichkeit zu nähern. Und das auch noch trotz der Gewissheit, dass Vertrauen eigentlich überhaupt keine Farbe hat. Aber als Metapher mag erlaubt sein, dass mit diesen Attributen bunt/farbig ein spezifischer Ansatz verdeutlicht wird, der diesem Buch zugrunde liegt, nämlich dass Vertrauen beide Erscheinungsformen hat: Da gibt es Vertrauen als etwas undefinierbar Bunt, aber auch als eine Ansammlung verschiedener Farben, die man genauer beschreiben und so die verschiedenen Merkmale des Begriffs Vertrauen greifbarer machen kann.

Vertrauen hat nun mal sehr unterschiedliche Funktionen. So gehen wir permanent und ohne langes Nachdenken z. B. davon aus, dass die Zimmerdecke stabil ist und nicht gleich auf den Kopf fällt. Beim Einsteigen ins Flugzeug denkt man nur noch ab und an darüber nach, dass es sich eigentlich um ein technisches Wunder handelt, wenn sich Tonnen Gewicht in die Luft erheben und in der Regel auch sanft wieder auf der Erde landen. Aber die Fluggesellschaft lässt wissen: Sie dürfen unseren Piloten vertrauen. Wer trotzdem zweifelt, den beruhigt vielleicht die Statistik, dass Abstürze extrem selten sind, nur halt über die Ausnahmefälle ziemlich spektakulär berichtet und dadurch unberechtigte Angst erzeugt wird.

Aber Halt! Inwieweit geht es da überhaupt um Vertrauen? Um Vertrauen im *eigentlichen* Sinne? Kann man einer Zimmerdecke vertrauen? Oder dem Handwerker, der sie gebaut hat, den ich aber meist gar nicht kenne? Vertraue ich dem Piloten, nur weil es heißt, dieses Luftfahrtunternehmen stelle ausschließlich exzellente Piloten ein?

Die Begrifflichkeit Vertrauen ist gängig, alltäglich, ein jeder kennt sie, verwendet sie. Aber was ist damit gemeint? Ob ich jemand vertraue, weiß ich. Oder bleibe indifferent. Ob umgekehrt ein anderer mir (wirklich) vertraut, weiß ich nicht. Ich kann es offenhalten, es hoffen, vermuten, bezweifeln. Kann ich herauskriegen, ob er seinerseits mir vertraut? Gewiss, ich kann ihn fragen. Aber weiß ich dann, ob er mir die Wahrheit sagt? Sagt er mir offen ins Gesicht, dass er mir nicht vertraut, spricht – bei solch einem Auftritt – alles dafür, dass ich das auch gewusst hätte, ohne ihn zu fragen. Versichert er mir, dass ich ihm vertrauen dürfe, erfahre ich weniger darüber, ob ich ihm wirklich vertrauen kann, erkenne vielmehr die Bitte, es jedenfalls *mit ihm zu versuchen*. Es wird gewissermaßen eine Testphase vereinbart. Das mindert vielleicht das praktische Risiko, dass mein Vertrauen enttäuscht wird, aber ob ich wirklich vertrauen kann, steht in den Sternen. Ob ich es dann auch tue, ohnehin.

Wie bedeutsam Vertrauen ist, zeigt sich auch und gerade in der Umkehrung: Da kommt es z. B. zwischen Freunden zum totalen Bruch, weil der eine „jegliches Vertrauen verloren“ hat. Oder der andere. Oder beide haben es verloren. Eine Welt stürzt ein. Da wird Vertrauensvolles über lange Zeit aufgebaut und kann

mit einem Schlag verloren gehen, dominiert ab sofort Misstrauen. Oder auch in Etappen. Vielleicht kommt das Vertrauen aber auch wieder, rappelt sich wieder auf. Alles ist möglich.

Es gibt kaum etwas Beglückenderes als eine besondere Vertrauensbeziehung. Man kann sich aufeinander verlassen. Wer sehnt sich nicht danach? Immer wieder. Wer findet es nicht wenigstens erstrebenswert, dass sich – ja doch – alle Welt darum bemüht? Es kann um banales gehen. Oder auch um Leben und Tod. Will man aber etwas genauer wissen, was es so überhaupt und ganz allgemein mit diesem Begriff auf sich hat, wird schnell alles sehr komplex, ist das mit dem Vertrauen so eine Sache. Ziemlich bunt. Jedenfalls nicht schwarz-weiß. Nur ändert das nichts an seiner Bedeutsamkeit, selbst wenn es einem *zu* bunt wird.

Vertrauen hat – allgemein gesagt und unstrittig – für unser Leben eine große bis existenzielle Wirkmacht. Zwar haben sich im Laufe der Menschheitsgeschichte die Bezugspunkte geändert. So zielte Vertrauen in früheren historischen Epochen – neben dem engeren privaten Bereich – insbesondere auf ein transzendentes, also unsere Erkenntnismöglichkeiten überschreitendes und personifiziertes Wesen – namens Gott. Für die einzelnen Menschen folgte die Validität des darauf bezogenen Vertrauens dem, was sich aus den jeweiligen religiösen Vorstellungen ergab. Auch heute noch werden – trotz aller Säkularisierung – besondere, nicht zuletzt riskante Unternehmungen einzelner Menschen mit dem Kommentar begleitet, er habe eben das nötige *Gottvertrauen* gehabt. So wie es noch allgemein üblich ist, nach Unfallmeldungen und Schreckensmomenten „um-Gottes-willen“ zu rufen und nach dem positiven Ausgang eines Geschehens den Seufzer „Gott-sei-Dank“ von sich zu geben.

Es kommt auch nicht von ungefähr, dass sich die Bedeutung der heute sehr unterschiedlich verwendeten Begriffe Glaube einerseits und Vertrauen andererseits in den älteren europäischen Sprachen näher waren als heute, sie im lateinischen Begriff *fides / fiducia* sogar identisch waren, bevor die Einschätzung des Verhaltens eines Anderen an Bedeutung gewann, die Bezugspunkte handfester wurden bis hin zur Einschätzung der materiellen Verhältnisse, z. B. in Form des Vertrauens von Bankinstituten in die Validität von Kunden (*Kredit*, von lat./ital. *credere* für glauben, vertrauen). Insbesondere konnte und kann eben inzwischen konkreter konstatiert werden, was Vertrauen fördern und was Vertrauen zerstören kann, nämlich das erfahrbare oder auch zu erwartende Verhalten von Mitmenschen, also durch Bestätigung oder aber Enttäuschung. Gleichwohl wird der Begriff Vertrauen mal so und mal so verwendet.

Abstrakt kommt man diesem Begriff allerdings kaum näher. Greifbar wird er erst, wenn es konkreter wird. Die einzelnen Farben erkennbar werden oder man sie erkennbar macht. Sie sind für den Einzelnen abhängig von Erfahrungen, verändern sich deshalb wohl auch mit dem Älterwerden. Wer mehr Lebenserfahrung hat, hatte auch mehr Gelegenheit, enttäuscht zu werden, hat erlebt, wie Andere enttäuscht worden sind. Vielleicht gesteht er sich sogar ein, dass auch er

selbst Andere enttäuscht, möglicherweise Vertrauen zerstört hat. Das provoziert natürlich die Rückfrage, ob man also sagen könnte, dass es im Alter grundsätzlich weniger Vertrauen gibt. Einschlägige empirische Studien sind dem Autor nicht bekannt, kann hier nur gemutmaßt werden. Ältere sind halt vorsichtiger, vertrauen im Unterschied zu jungen Menschen deshalb seltener blindlings, sofern sie nicht krankheitshalber in ihren geistigen Kräften beeinträchtigt sind. Vielleicht geht es aber auch nicht um ein Mehr oder Weniger, sondern um eine Verschiebung der Bezugspunkte. Die Prioritäten ändern sich. Seine Bedeutung für den Einzelnen hat sicher auch mit den unterschiedlichen Erfordernissen der jeweiligen Lebenslage zu tun. So ist Vertrauen für Kleinkinder lebensnotwendig, in der Jugend hilfreich, im Alter dagegen oft nur noch wünschenswert – erleichtert es doch so manches. Notfalls bzw. notgedrungen geht es aber auch ohne.

Und bei alledem kommt es doch sehr auf die einzelne Person an, die Persönlichkeit, den Charakter, können psychiatrische Störungsbilder alles verzerren. Zu Recht weist *Manfred Lütz* zwar immer wieder darauf hin, dass man genauer hinschauen müsse, wer da nun wirklich irre ist: der vermeintlich Kranke oder der verunsicherte Beobachter der Szene¹⁴. Aber es ist für das berufliche Helfen und Erziehen schon auch wichtig, die Grenzen der eigenen Einschätzungsfähigkeiten nicht aus dem Blick zu verlieren und offen zu bleiben für das, was Mediziner Differenzialdiagnostik nennen und ggf. zur Beurteilung im Einzelfall dazu ausgebildete ExpertInnen einbeziehen. Was nichts daran ändert, dass die Sache mit dem Vertrauen wichtig ist – für gesunde Menschen nicht minder als für kranke.

2. Schön, wenn einem Dinge vertraut sind. Aber das Ungewohnte und das Fremde gehören ebenso zum Leben

Vertrauen hat viel mit dem Gefühl von *Vertrautheit* zu tun, nicht nur, weil es diese sprachliche Verwandtschaft gibt. So ist Vertrauen oftmals auch ohne viel Zutun einfach da, nämlich weil etwas oder jemand als *vertraut* erscheint. Wo aber etwas vertraut wirkt, sind die Hemmungen zu vertrauen geringer als gegenüber allem, was einem fremd vorkommt. Bevor wir entsprechende Abwehrreflexe gegen alles Fremde kritisieren, sollten wir das also zunächst einmal als naturgegeben und als insofern *normal* zur Kenntnis nehmen. Nicht umsonst bedient sich der Diplomat der Formel, er sei *befremdet* oder das Vorgehen der anderen Seite sei befremdlich, wenn das Vorgehen der anderen Seite als nicht normal, also nicht vertraut erscheint und er vielleicht sogar Grund zur Empörung hat.

Das heißt nun nicht, dass wir in den Reflexen gegenüber dem Nicht-vertrauten oder eben Fremden verharren müssten und das auch nicht sollten. Gleichwohl gilt es, diesen Unterschied zunächst einmal zu respektieren, ihn als einen wichtigen Hinweis darauf verstehen, dass es eben Grenzen gibt, Vertrauen *herstellen* zu können. Es lohnt sich jedenfalls, beim Anderen, aber auch bei sich

selbst auf die *Potenziale des Vertrauten* zu achten, vorsichtig damit umzugehen – und last but not least zu respektieren, dass die Menschen im Umgang mit dem Thema Vertrautheit – ebenso wie mit Vertrauen – sehr unterschiedlich gestrickt sind, es sich selbst sogar immer wieder zu *gönnen*.

Der eine ist halt immer wieder neu fähig und bereit, Vertrauen zu *investieren*, der andere ist da eher zurückhaltend. Bei dem einen ist jegliches Vertrauen schnell aufgebraucht, reagiert er auf jede kleinste Enttäuschung seiner Erwartungen wie eine Mimose, beim anderen ist diese Kompetenz stabil wie ein dicker Baum, den nichts so schnell umhaut. Wieder andere, und das ist vermutlich die Mehrheit, schwankt insoweit immer wieder, vielleicht – um in der Naturmetapher zu bleiben – wie ein Rohr im Wind. Wer Enttäuschungen gut wegstecken und zur Tagesordnung übergehen kann, hat vielleicht sehr wohl Vertrauen verloren, zeigt dies aber nicht (mehr). Zwar stellt Misstrauen keinen Gegensatz dar zum Vertrauen (dazu später mehr), aber wer nun mal von Natur aus misstrauisch ist, braucht in aller Regel länger, (tieferes) Vertrauen zu entwickeln als der Wagemutige. Ein Riesenthema, das hier in seinen individualpsychologischen wie kulturellen und gesellschaftspolitischen Verzweigungen nur mit einigen Schlaglichtern betrachtet werden kann.

Der Wunsch nach dem Vertrauten ist tief in uns verwurzelt¹⁵. So ist für die meisten von uns die eigene Wohnung sehr wichtig, heißt es im Grundgesetz (Art. 13 Abs. 1) sogar kurz, knapp und eindeutig: *Die Wohnung ist unverletzlich*. Sie gilt als ein geschützter Rückzugsort, auch wenn so manch einer irgendwann während der Coronakrise genug hatte von diesem Rückzugsort und ihm die Decke auf den Kopf fiel (diesmal im übertragenen Sinne). Aber es ist gewiss kein Zufall, dass sprachlich das Vertraute und eben das *Ge-wohnte* eng verwandt sind mit dem Begriff der *Wohnung*. Und innerhalb dieser Wohnung gibt es meist sogar eine Inkarnation des Wohnwunsches in Form eines speziellen Zimmers: *Des Wohnzimmers*.

Aus meiner Kindheit habe ich da besondere Erinnerungen. In der Nachbarschaft lebte eine Familie – Oma, Eltern und zwei Kinder – in einer sehr kleinen Wohnung. Trotzdem blieb ein Zimmer für die Kinder (und deren Freunde, zu denen der Autor gehörte) fast immer tabu: Das Wohnzimmer. Das erinnerte geradezu an die verschlossenen Türen in Grimms Märchen. Genutzt wurde dieses Zimmer wohl nur selten. Ab und an durfte ich einen Blick hineinwerfen: Über den breiten Polstermöbeln lagen Schutzdecken. Dass auf diese Weise viel Raum verschenkt wurde, war nicht so wichtig. Aber es gab dieses Wohnzimmer. Wie eine Verheißung.

Besonders interessant ist es, wenn man den Aspekt der Vertrautheit – nun in einer Makroperspektive – in Relation setzt zu historischen Sachverhalten, Entwicklungen und politischen Einstellungen. Vor 100 Jahren signalisierte jemand, der sich als politisch konservativ bezeichnete, dass sich nichts ändern möge, also status-quo-konservativ oder jedenfalls nichts wesentliches, also reformkonservativ, oder

rückwärts, also reaktionär¹⁶. Soziale Bewegungen verlangten dagegen elementare Änderungen. Sie nannten sich deshalb progressiv. War da etwas *vertraut* bzw. vertrauenserweckend? Wohl nur sehr begrenzt, ausgenommen ihre *Familie*, oft auch ihre *Heimat*. Wenn Armut und Ungerechtigkeit himmelschreiend sind, hält sich der Wunsch nach den *vertrauten Verhältnissen* nun mal in Grenzen.

Wenn dagegen heute jemand als politisch konservativ gilt, muss man bald nachfragen: Gehört er zu denen, die wünschen, dass alles so bleiben möge, wie es ist, also gewissermaßen *konserviert* wird, oder soll am liebsten (möglichst) alles wieder so werden, wie es – aus seiner Sicht – früher mal war? Weil es – jedenfalls in seiner Vorstellung oder Erinnerung – so vertraut erscheint? Und: Auf was bezieht sich das Konservative? Auf Grundwerte, politische Ideen oder schlicht auf den – modern gesprochen – *life-style*? Oder geht es nur um den Unterschied zwischen Beharrung und Bewegung, zwischen Statischem und Dynamischem?

Wir haben es weltweit und doch unterschiedlich mit politischen Bewegungen zu tun, die radikale Umwälzungen propagieren. Das Label konservativ ist dabei nur noch schwer zu definieren. Da geht es bei den einen darum, die üblen Verhältnisse zu ändern, mögen diese auch noch so *vertraut* sein. Bei den anderen werden Ziele angestrebt und autoritäre Regierungsweisen herbeigesehnt, die alles andere als *konservativ* sind, sich nie bewährt hatten, weil sie zerstörerisch waren. Von ihren Leitfiguren werden solch reaktionäre Vorstellungen der Anhängerschaft allerdings oft – im Sinne des viel zitierten *Narrativ* – anders dargestellt, insbesondere unter Missachtung der Realitäten irgendwie als *vertraut* vermittelt, verbunden mit diffus attraktiven Zukunftsbildern und diffus-kriegerischen (Er-)Lösungsphantasien.

Es ist auch kein Zufall, dass politische Bewegungen – egal welcher Couleur – nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn sich nicht früher oder später ein Gefühl der *Gruppenzugehörigkeit* einstellt und damit auch Vertrautheit vermittelt wird („gemeinsam sind wir stark!“). *Vertraut* mögen dann zunächst die Argumente, die ähnlichen Meinungen, die gemeinsamen Ziele sein. Zumindest mögen sie so erscheinen. Im Laufe der Zeit kommt dann aber die Erfahrung des gemeinschaftlichen Agierens hinzu, verbunden mit identitätsförderlichen Riten und Ritualen, die das Gefühl von Vertrautheit verstärken. Oder auch nicht und man wendet sich ab. Was aber bedeutet das im Hinblick auf die Wirkung von *Vertrautem* einerseits, auf die Entwicklung von *Vertrauen* andererseits? Und zunächst einmal: Für den *Begriff Vertrauen*?

3. Definition per Begriffsanalyse? Und: Nicht zu vertrauen muss nicht sogleich Misstrauen sein

Jeder meint zu wissen, was Vertrauen ist. Jeder kennt es, aber jeder weiß auch: Das mit dem Vertrauen, das ist kompliziert, jedenfalls – um die eingangs verwendete

Farb-Metapher aufzugreifen – bunt. Gibt es aber nicht doch so etwas wie eine Definition? Sehr abstrakt schon. Die gängigen Nachschlagewerke, die solches versuchen, führen aber kaum weiter. Bei Wikipedia heißt es, Vertrauen bezeichne *die subjektive Überzeugung ... von der Richtigkeit, Wahrheit von Handlungen, Einsichten und Aussagen bzw. der Redlichkeit von Personen*. Das klärt wenig, bestätigt eher nur seine Komplexität.

Die etymologischen Wurzeln des deutschen Begriffs Vertrauen (mit dem Grundelement *-trauen* und seiner Verwandtschaft mit dem Begriff *Treue*, beides entstanden aus *truwen*) bieten zwar interessante Anknüpfungspunkte zu weiterer Reflexion, schaffen aber keine Klarheit. Man ist darauf angewiesen, ihn in seiner Bedeutung nach dem Verwendungszusammenhang und den Grundanschauungen der Menschen zur jeweiligen Zeit zu bestimmen. Was wir heute unter Vertrauen verstehen, wurde zu früheren Zeiten oft mit anderen Begriffen belegt, insbesondere durch religiöse Einflüsse. Diverse begriffliche Varianten führen auch zu keiner klaren Abgrenzung, weil sie entweder zu vielsagend oder zu weit gefasst sind, ist die Bedeutungsspanne vom *an*-getrauten Ehepartner zum *zu*-getrauten Mord zwar schaurig amüsant, aber zu groß und schon gar nicht erhellend. Allenfalls ist eine gewisse Nuancierung festzustellen, als das Präfix *Ver-* (in *Ver-trauen*) im allgemeinen Sprachgebrauch – also anders als dies meist bei diesem Präfix der Fall ist – darauf hinweist, dass die (positive) Charakterisierung des Gegenübers eher grundsätzlicher Art ist und tendenziell über den Augenblick hinaus reicht, während das *pure* (sich oder jemand anderem) *Trauen* (und auch das intransitive *Sich-trauen*) eher auf ein aktuelles bzw. situatives Geschehen bezogen wird.

Die mangelnde Klarheit bzw. feinen, jedoch oft gravierenden Bedeutungsunterschiede in den sprachlichen Varianten des Begriffs Vertrauen, aber auch im Bewusstsein der Akteure können zu gravierenden Missverständnissen führen. So interpretiert der Literaturwissenschaftler *Jan Philipp Reemtsma* sehr anschaulich den Unterschied des Vertrauens bei Gretchen einerseits und Heinrich Faust andererseits. Während Gretchen in Goethes Erzählung – um die bei Faust erhoffte Treue zu testen – die berühmte „Gretchenfrage“ stellt (*Nun sag', wie hast du's mit der Religion? Du bist ein herzlich guter Mann, allein ich glaub', du hältst nicht viel davon*), beteuert er nur – sie damit in die Irre führend –, dass er *die Sakramente ehre*. Reemtsma: *Sein Gebrauch von Religion bezieht sich auf die Höflichkeitsformen einer bereits säkularisierten Gesellschaft, ihr Wortgebrauch auf den Ernst der Teilnahme an den vertrauenssichernden Ritualen*. Und weiter: *Faust und Margarete leben in verschiedenen Zeiten, in der unterschiedliche Praktiken sozialen Vertrauens noch nebeneinander existieren und zu weilen miteinander ins Gehege kommen*.¹⁷

Und etwas aktueller: Als es im April 2021 um die Frage ging, wer Kanzlerkandidat der CDU/CSU werden sollte, kam es zu einer bemerkenswerten Auseinandersetzung, die nicht zuletzt ausgelöst wurde durch ein fragwürdiges

Verständnis des Begriffs Vertrauen. CSU-Generalsekretär *Markus Blume* begründete in einer Talk-show¹⁸ die gegen das Votum der CDU-Spitzengremien gerichtete und auf eine (wörtlich:) *Bewegung aus München* abzielende Initiative zugunsten von *Markus Söder* damit, die Meinungsumfragen zeigten seit Monaten, dass diesem sehr großes *Vertrauen* entgegengebracht werde, sehr viel mehr als dem Mitbewerber *Armin Laschet*. Offenbar hatte er die nur zwei Tage vorher bei SPIEGEL-online veröffentlichte Einschätzung der Münchener Journalistin *Anna Clauß* nicht gelesen oder nicht ernst genommen, *die ihn seit knapp zehn Jahren beobachtet und begleitet* habe, und geschrieben hatte, *die Menschen „trauten“ Söder alles zu, „vertrauten“ ihm aber nicht.*¹⁹ Eine ganz andere Frage ist es, ob sich nicht ohnehin ein großer Teil der Wählerschaft immer weniger an einem Kriterium wie Vertrauen orientiert, sondern mehr an Maßstäben der Unterhaltungsindustrie, am *Unterhaltungswert*²⁰.

Seit sich die verschiedenen Fachdisziplinen in neuerer Zeit mit dem Vertrauen als Phänomen befassen, ist zu konstatieren, dass das ohnehin komplexe Phänomen Vertrauen nur noch komplexer geworden zu sein scheint. Der Soziologe *Georg Simmel* hatte vor über 100 Jahren die soziale Form des Vertrauens hervorgehoben. Bei dieser handele es sich um einen *mittleren Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen*, also um eine *Hypothese künftigen Verhaltens*. Diese müsse sicher genug sein, um *praktisches Handeln darauf zu gründen*. Vertrauen sei wie ein *Scheck, den ich auf die Zukunft ausstelle*.

Bei *Niklas Luhmann*²¹ heißt es in seinen Darlegungen zum Phänomen Vertrauen, Grundlage eines Vertrauens im weitesten Sinne sei *das Zutrauen zu eigenen Erwartungen, das die Funktion hat, im Zusammenhang sozialer Wahrnehmungen und Interaktionen die Komplexität der Möglichkeiten von Zukunft und der wirklich gewordenen Vergangenheit zu vermitteln und auf ein Maß zu reduzieren, das den einzelnen in seiner sozialen Umwelt je aktuell leben und handeln lässt*. Indem der vertrauensvoll Handelnde Informationen der Vergangenheit überziehe, biete er Anderen eine *gemeinsame Zukunft an, in der wachsende Komplexität, die primär durch die Freiheit des anderen in die Welt kommt, durch Verzicht auf weitere Informationen und Kontrolle reduziert* wird. Es entstehe eine *Vernetzung von zunächst personalen Systemen, die, indem sie – strukturell – auf bestimmte Möglichkeiten festgelegt sind, Sicherheit geben*. Er charakterisiert damit also – aus systemtheoretischer Sicht überzeugend – Vertrauen als eine geradezu klassische Form der *Reduktion von Komplexität*.

Diese – wenn auch sprachlich extrem komprimierte und abstrakte – Charakterisierung der Funktion von Vertrauen hat etwas Faszinierendes, denn irgendwie greift sie tatsächlich alles zum Phänomen Vertrauen Relevante auf²². Zugleich verschwindet jedoch seine Bedeutung im Nebel, denn man versteht zwar, dass das alles nicht so einfach ist, aber findet kein Pack-Ende, wenn es in Sachen Vertrauen zum Schwur kommt. Schlimmer noch: Indem *Luhmann* Vertrauen im Sinne des üblich gewordenen ungenauen Sprachgebrauchs versteht,

übergeht er dessen Kernbedeutung, überdeckt er seine Komplexität eher als dass er sie offengelegt, auch wenn er ausdrücklich von *dessen Bedeutung im weitesteten Sinne* spricht. Geht man, wie derzeit weit verbreitet, von dieser Charakterisierung aus, hat das auch erhebliche Konsequenzen für den Umgang des Begriffs Vertrauen für die Praxis des Helfens und Erziehens, aber wohl auch für andere Teile des gesellschaftlichen Lebens, bis hin zur *Welt der Politik*, denn die Schnittstellen zu diesen anderen Welten sind nicht zu übersehen.

Selbst bei bestem Willen, individueller Anstrengung und guten Rahmenbedingungen genügt es z. B. immer wieder, dass dem pauschalen Appell, den Aspekt des Vertrauens zu berücksichtigen, kurz und knapp das Stichwort *Risiko* und insbesondere *Haftungsrisiko* entgegengehalten wird – und schon ist aus dem manchmal allzu idealistisch oder sentimental verstandenen Postulat Vertrauen in praktischer Hinsicht irgendwie *die Luft raus*. Oder es heißt sogar mit sarkastischem Unterton: *Vertrauen ist gut, Kontrolle besser*. Bei dieser gängig gewordenen Floskel ist übrigens interessant bis bezeichnend (wird aber so gut wie nie thematisiert), dass es nicht etwa heißt: *Vertrauen ist gut, Misstrauen besser*. Vielmehr wird das Misstrauen einfach *übersprungen* und ist sofort von *Kontrolle* die Rede, und zwar offenkundig im Sinne von *Fremd-Kontrolle*. Als besser denn Vertrauen gilt also nicht etwa als erster Schritt, Enttäuschung (gegenüber einer Erwartung) einzukalkulieren und daraus z. B. Misstrauen in Betracht zu ziehen. Vielmehr wird sogleich auf die *Handlungs- und sogar Eingriffsebene* verwiesen – in Form von Kontrolle, was immer auch mit ihr bewältigt werden soll oder auf diese Weise an alternativen Vorgehensweisen vertan werden kann (zu den unterschiedlichen Bedeutungen von Kontrolle s. u. im Kap. 9 unter 5.).

Die Corona-Pandemie hat diese Problemstellung sehr anschaulich werden lassen. Es bedurfte staatlicher Eingriffsmaßnahmen. Aber schon bei der ersten Ankündigung war jedermann klar, dass die Einhaltung der Schutzbestimmungen niemals adäquat kontrolliert werden könnte. Gleichwohl bestand bei den verantwortlichen Stellen Einvernehmen, dass es entsprechender Anordnungen bedurfte, bei Zuwiderhandlung auch Bußgeldgeldbescheide angedroht werden müssten. Der Psychoanalytiker *Hans-Jürgen Wirth* meinte im Jahr 2020 in einem Gastbeitrag für die Weihnachtsausgabe des SPIEGEL zwar, es sei sinnvoller, die schon erwähnte Parole umzudrehen, also: *Kontrolle ist gut, Vertrauen besser*. Die Ermunterung durch eine solche Vertrauensbotschaft bringe mehr als die Orientierung am Recht der Ordnungswidrigkeiten²³. Wie die weitere Entwicklung gezeigt hat, hätte ein solcher Appell aber wohl kaum Wirkung gehabt, ob man das nun gut findet oder nicht. Der von den zuständigen staatlichen Stellen diesbezüglich gewählte Mittelweg (also eher nur symbolisch da und dort demonstrierend, dass die Regelungen gelten und bei Verstößen Konsequenzen gezogen werden), hat sich jedenfalls als erstaunlich erfolgreich erwiesen. Er entsprach auch eher der allgemeinen Erwartungshaltung. Mitunter wurden solche Anordnungen und Kontrollen sogar ausdrücklich gefordert, wenn auch permanent mit sich

widersprechenden Zielrichtungen: Bitte bundesweit einheitlich und einfach, aber differenzierend und das Recht auf Gleichbehandlung beachtend. Zuletzt beschäftigte die meisten Menschen wohl weniger das Thema Vertrauen als vielmehr das Thema Regelungs-Klarheit.

Bei alledem hat *Hans-Jürgen Wirth* den Begriff Vertrauen insbesondere aber in einem Zusammenhang verwendet, der hier als sehr fragwürdig eingeschätzt wird. Auf wen oder was hätte denn das zitierte Vertrauen überhaupt gerichtet sein sollen? Abstrakt *auf die da oben*? Wir sehen doch, wohin es führt, wenn Vertrauen sich im Unendlichen und insbesondere Unbestimmten verliert, Ross und Reiter beim Gegenüber nicht benannt werden. Das zeigt sich spätestens dann, wenn es ins Gegenteil kippt und allenthalben *nur noch misstraut* wird. Solch ein negativer Impuls ist dann nämlich, wenn und weil ebenso ins Unbestimmte gerichtet, kaum mehr zu bewältigen. Es entsteht eine gesellschaftliche Stimmungslage, die ebenso diffus ist wie die Art, den Begriff Vertrauen so weit zu fassen, dass er nicht mehr greifbar ist. Das hat Folgen, steigert jedenfalls nicht die Dialogbereitschaft und nicht einmal -fähigkeit.

Und was den Stellenwert enttäuschter Erwartung angeht: Keineswegs muss jede enttäuschte Erwartung mit einem Vertrauensverlust verbunden sein. Das ist sogar beim *Verrat* so, der doch eigentlich als die schlimmste Form des Vertrauensverlustes gilt, denn die *Fallhöhe* ist beim Verrat ungleich höher als beim *einfachen* Vertrauensverlust und sogar höher als etwa beim regelrechten Betrug. Das hat damit zu tun, dass in besonderer Weise die persönliche Beziehungsebene tangiert ist. Die Literaturgeschichte ist voll davon²⁴. Für Freundschaften kommt Verrat einer Aufkündigung gleich, wobei nicht nur vorsätzliches Handeln in Betracht kommt. Da genügt auch – im Jargon des Strafrechts formuliert – der *dolus eventualis*, also das *In-Kauf-nehmen* einer (hier: Beziehungs-) Schädigung.

Sind staatliche Belange tangiert, gilt Verrat weltweit nicht ohne Grund als ein mit härtester Strafandrohung verbundener Gesetzesverstoß. Der Verräter erfährt auch selten Gnade, im staatlichen Kontext nicht und privat auch nicht. Offenkundig ist da eine zivilisatorische Überlebens-Strategie wirksam, bei der Vertrauen eine zentrale Rolle spielt. Zwar ist das, was in Sachen Vertrauen geht und was nicht geht, mitunter schwer zu fassen. Aber Verrat – das geht gar nicht.

Oder doch? Zum Thema *Whistleblower* später mehr (im 7. Kapitel). Es gibt eben, wie überall, Ausnahmen. Etwa in der Politik, wenn z. B. der französische Außenminister *Charles-Maurice de Talleyrand* beim Wiener Kongress gegenüber Zar *Alexander I. von Russland* erklärt: *Verrat, Sire, ist nur eine Frage des Datums*. Im Übrigen gehen wir, ähnlich wie schon beim Begriff Vertrauen, selbst mit dem bösen Wort Verrat oft sehr locker um. Versuche ich in einem Gespräch, Neugier und Aufmerksamkeit zu wecken, frage ich z. B., ohne die Antwort abzuwarten: „Soll ich Dir mal was verraten?“. Um dann vergnügt mitzuteilen, beim gestrigen Hosenkauf einen 20 %igen Preisnachlass bekommen zu haben.

Brisant wird es, wenn sich das (gegenseitige) Vertrauen auf Erwartungen bzw. Absprachen bezieht, die im Widerspruch stehen zu allgemeinen Verhaltensgeboten, wie das z. B. bei *kriminellen Gruppierungen* der Fall ist. Da muss mit extremsten Reaktionen rechnen, wer das von ihm auf Vertrauensbasis erwartete Schweigen verletzt²⁵. Vertrauen ist also nicht etwa beschränkt auf korrektes Verhalten. Da ist es keineswegs ein Widerspruch, wenn jemandem sogar in besonders verbindlicher Weise Vertrauen geschenkt wird, obwohl dieser als bekannter Gangster insgesamt alles andere als vertrauenswürdig ist. Es muss auch keineswegs nur um Gesetzesbrecher gehen. Als Musterbeispiel kann wieder auf den schon erwähnten *Charles-Maurice de Talleyrand* hingewiesen werden: Er war vor und nach der Französischen Revolution ein höchst einflussreicher Minister, diente dem König, anschließend den Revolutionären, auch Napoleon und dann wieder einem König. Gleichwohl haben ihm die jeweiligen Herrscher Frankreichs vertraut, spielte er beim erwähnten Wiener Kongress sogar eine zentrale Rolle.

Nun lässt eine vielleicht die Erfahrung stützige Erfahrung werden, dass es doch – von wegen Beziehung zwischen Menschen – auch in der Beziehung *zwischen Mensch und Tier* Phänomene des Vertrauens zu geben scheint. Oftmals gerade da. Gleichwohl ist das aber kein Vertrauen im eigentlichen Sinne, in seinem Wesen. Dazu später mehr (im vorletzten Abschnitt des 1. Kapitels). Ähnliches gilt gegenüber Dingen, denen auch ich das Öfteren in der Form des alltäglichen *Anthropomorphismus* begegne, ich also *einem Gegenstand menschliche Eigenschaften zuspreche*: Ich beschimpfe mein Auto wie einen erwischten Taugenichts, weil der Motor nicht anspringt („Du verdammter Mistkerl!“). Oder bettle meinen PC an: „Bitte bitte, lass’ jetzt die Datei wieder erscheinen!“. Da tue ich so, als wäre der Gegenstand ein menschliches Gegenüber. Das heißt dann aber mitnichten, dass ich nun tatsächlich Vertrauen gegenüber Dingen entwickeln würde. Angesichts der Tendenz, dass intelligente IT-Programme inzwischen auf Fragen auch antworten können, mögen sich insoweit bald neue Aspekte auf tun. Aber auch die perfektesten KI-Programme werden niemals zu dem, was wir unter einem Menschen in dessen Personalität und Singularität verstehen, mit einem freien Willen, sei dieser bei uns Menschen auch noch so sehr vorgeprägt oder beeinflussbar. Programme sind nun mal von Menschen gemacht, also Objekte und keine Subjekte, werden nur in der phantastischen Literatur zu Menschen gemacht wie schon im 19. Jahrhundert solche wie *Homunkulus* in Teil II von Goethes *Faust* oder in Mary Shelley’s *Frankenstein*²⁶.

Zu den Schwierigkeiten einer Abgrenzung über’s Gegenwort

Also nochmal: Vertrauen – was ist das? Wenn es schwierig ist, einen Begriff angesichts seiner Komplexität positiv zu definieren, bietet es sich aber

an, zumindest negative Abgrenzungen zu versuchen. Zunächst muss man allerdings konstatieren, dass der Begriff Vertrauen insoweit das Schicksal vieler Begriffe teilt, bei denen es nicht um ein ja oder nein, ein schwarz oder weiß gehen kann, sondern um Relativitäten. Da mag jemand das *volle* Vertrauen genießen, aber trotzdem geht es meist nur um abgrenzbare Aktionsbereiche. Es kann ohnehin nicht darum gehen, Vertrauenskriterien und -postulate zu verabsolutieren. Aber was ist dann die negative Abgrenzung zum Vertrauen, gar der Gegensatz?

In etlichen Wörterbüchern wird dem Begriff Vertrauen das *Misstrauen* als vermeintlicher Gegensatz entgegengestellt. Das kann jedoch nicht überzeugen. Wer kein Vertrauen zu jemand hat, ist damit doch nicht unbedingt misstrauisch. Nehmen wir ein Alltagsbeispiel: Ich kenne einen bestellten Handwerker nicht. Das heißt nicht, dass ich ihm gegenüber misstrauisch bin, sondern unterstelle ihm die notwendigen beruflichen Fähigkeiten, habe (zunächst jedenfalls) kein Vertrauen in ihn, möglicherweise aber in denjenigen, der ihn mir genannt oder gar empfohlen hat. Soweit sich nicht andeutet, dass mein Gegenüber in betrügerischer Absicht besondere Fähigkeiten vorgetäuscht hat, besteht (aktuell jedenfalls) ja auch kein Grund zum *Misstrauen*. Nehme ich die freundliche Einladung eines jungen Piloten nicht an, ihn bei einem Flug zu begleiten, weil mir das Vertrauen in sein Können fehlt und ich ohnehin Flugangst habe, bin ich damit doch keineswegs misstrauisch ihm gegenüber. Misstrauen beinhaltet nun mal einen *negative Beziehungsbotschaft*. Das weist allerdings auf etwas hin, was alle weiteren Ausführungen durchzieht, nämlich den Aspekt der *interpersonalen Beziehung*, das Spezifikum der *Gegenseitigkeit*.

Wenn hier dem *Misstrauen* eine negative Beziehungsbotschaft zugeschrieben wird, heißt das nicht etwa, dass solches Misstrauen wenn-irgend-möglich vermieden werden sollte. Wenn auch jeweils unterschiedlich begründet, besteht insoweit in der Fachliteratur auch kein Dissens. Es gibt in der Psychotherapie sogar Behandlungsmethoden, die aus guten Gründen bei einem entsprechenden Befund gezielt von einem *Grundmisstrauen* ausgehen (*epistemisches Misstrauen*). Es gibt im Übrigen auch viele andere Gründe, Misstrauen keineswegs nur als tendenziell destruktiv zu verstehen. Darauf wird im 3. Kap. etwas ausführlicher eingegangen.

Für den Versuch, den Begriff Vertrauen genauer zu bestimmen oder wegen des Verständnisses von Misstrauen für eine sehr weit gefasste Kernbedeutung des Begriffs Vertrauen zu plädieren, ist *Misstrauen jedenfalls als vermeintlicher Gegensatz oder als Gegenwort ungeeignet*. Wenn hier die Unterschiede zwischen Vertrauen, Misstrauen und Nicht-Vertrauen (als pure Falsifikation) betont werden, ist das aber auch keine Begriffshuberei, sondern hat erhebliche praktische Relevanz, auch und gerade für das berufliche Helfen und Erziehen. Im Beratungskontakt mit Familien macht es z. B. einen großen Unterschied, ob da (vielleicht: noch) *kein Vertrauen* besteht oder ob Familienangehörige *misstrauisch* sind.

Allerdings muss Vertrauen erst einmal aufgebaut werden. Das benötigt jedoch Zeit. Dagegen kann Misstrauen sehr schnell entstehen, etwa wenn BeraterInnen anders handeln als es zugesagt worden war oder diese in anderer Weise dazu Anlass geben. Dann kann Vertrauen sehr viel schneller zerstört (oder Misstrauen geweckt) werden, als man es aufbauen kann.

4. Wenn von Vertrauen gesprochen wird, aber etwas anderes gemeint ist, z. B. „nur“ Einschätzung, Hoffnung, Zuversicht oder Glaube

Der Versuch, Vertrauen positiv zu definieren, bleibt einfach zu abstrakt. Auch die Negativ-Abgrenzungen führen nicht wirklich weiter, wenn für die praktische Arbeit das Stichwort Vertrauen griffiger werden soll. Griffiger wird dieser Begriff aber nur, wenn in den Blick genommen wird, ob und inwieweit der Begriff Vertrauen auch als Synonym für Vorgänge verwendet wird bzw. verwendet werden sollte, die *eigentlich* nicht deckungsgleich sind mit dem, was der *Kernbedeutung* des Wortes Vertrauen entspricht. Beispiel: Wenn jemand sagt, er *vertraue* darauf, dass seine Partei die nächsten Wahlen gewinnen werde, dann mag das zwar bedeuten, dass er seinen Leuten viel *zutraut*, es ansonsten aber nicht wirklich um Vertrauen geht, sondern um *Hoffnung*, allenfalls (zugleich) um eine *Einschätzung*.

Eine Abgrenzung zum Begriff Hoffnung mag auf den ersten Blick wie Beckmesserei erscheinen. Der Unterschied kann jedoch in Konfliktsituationen sehr relevant werden, wenn nämlich zu entscheiden ist, ob sich die jeweilige Erwartung auf eine andere Person und ihre tatsächlich gegebenen *Verhaltensalternativen* bezieht (Vertrauen) oder eben schlicht auf *kaum Vorhersehbares* (Hoffnung). Auch allgemeinere Aussagen wie die, man habe darauf vertraut, diese oder jene Sache werde schon gutgehen (*ich vertraue auf mein Glück*), haben weniger mit Vertrauen zu tun als mit Hoffnung. Oder sie sind lediglich Ausdruck einer optimistischen Lebenseinstellung.

Wenn es darum geht, dass Betroffene bestimmte Entwicklungen optimistisch oder pessimistisch einschätzen, ist die Verwendung des Begriffs Vertrauen jedenfalls wenig passend. So hieß es z. B. in einem Zeitungsbericht, die wütenden Anwohner hätten *das Vertrauen verloren, dass die Planungen wie angestrebt verändert werden*. Da wurde wahrscheinlich nicht vertraut, sondern *nur gehofft und eingeschätzt*. Diese Ungenauigkeiten in der Wortwahl sind insofern bedeutsam bis fatal, weil sie sich ausweiten können, etwa in Form des üblich gewordenen Geredes, überhaupt sei *Vertrauen in die Politik* verlorengegangen. Da wird eine falsche Wortwahl zu einer *allgemeinen Stimmungslage* hochstilisiert. Das hat Konsequenzen. Gegen Vertrauensverlust nützen nämlich – anders als bei Hoffnungen oder Einschätzungen – keine Hinweise mehr, keine Informationen,

keine Argumente. Da darf der Enttäuschte sich aus jeglicher weiteren Kommunikation abkoppeln, wird damit *kritik-immun* und – was noch schlimmer sein kann – schiebt *Verantwortlichkeiten* von sich selbst weg und reduziert sein Potenzial an Resilienz, überfordert die für seine Lebenszufriedenheit so wichtige *Frustrationstoleranz*. Es bedarf kaum weiterer Ausführungen, dass dies ein Effekt ist, der nicht nur in der Politik von zunehmender Bedeutung ist, sondern auch für die Arbeit mit Familien im Kontext von Schutz- und Hilfebedarfen.

Das gilt auch, wenn in der Demoskopie seit einiger Zeit über das politische Geschehen – und dieses gewissermaßen begleitend – von *Institutionenvertrauen* gesprochen wird, gemeinhin definiert als *Grad an Vertrauen, den die Bevölkerung bestimmten Institutionen entgegenbringt*, also z. B. gegenüber der Regierung, dem Deutschen Bundestag oder den politischen Parteien, aber auch gegenüber den Kirchen, der Polizei, der Justiz oder der Bundeswehr. Je höher das Institutionenvertrauen sei, um so mehr Unterstützung erfahre die herrschende gesellschaftliche Ordnung, heißt es da, sei dieses *Vertrauen eine Messlatte für die Stabilität eines politischen Systems*. Erfüllten diese Institutionen die ihnen zugeordneten Aufgaben nicht oder – gemessen an den subjektiven Bewertungsmaßstäben des jeweiligen Bürgers – nicht adäquat, sinke das Vertrauen und es komme zu *Politikverdrossenheit*. Ob hier die Anwendung des Begriffs Vertrauen aber wirklich angemessen ist, darf bezweifelt werden, auch wenn dies üblich geworden zu sein scheint. Differenzierende Betrachtungen werden nämlich so erschwert.

Nun aber zum Begriff des Glaubens, und zwar keineswegs nur in seiner Bedeutung im religiösen Sinne. Es heißt beim Helfen, aber insbesondere beim Erziehen oftmals: *Ich glaube an Dich!* (an Deinen guten Willen, Deine Fähigkeiten usw.), obwohl es auch da im Wesentlichen um etwas anderes geht als um Vertrauen. Zwar überschneiden sich die Bedeutungen der Begriffe Glauben und Vertrauen sicherlich, historisch betrachtet allemal, aber es gibt auch bei ihnen entscheidende Unterschiede. Zum einen wird der Begriff *Glaube* schon seit jeher verwendet, um ihn vom *Wissen* abzugrenzen. Zum anderen unterscheidet sich Glaube vom Vertrauen auch dadurch, dass das, was Glauben ausmacht, letztlich nur in mir liegt und beschreibbar ist (egal, ob ich *das* auf einen Gott, einen Menschen oder beide projiziere), während *Vertrauen* ein Äquivalent im Gegenüber hat. Nicht umsonst heißt es (im Neuen Testament), dass *der Glaube Berge versetzen* kann. Das kann Vertrauen nicht. Während der Glaube oft mit dem Attribut *fest* versehen wird (*fester Glaube*), spricht man beim Vertrauen allenfalls vom *vollen* Vertrauen. Vertrauen ist im Verhältnis zum Glauben sozusagen ein *Sensibelchen*.

Der Anthropologe – und vom Autor wegen dessen authentischen und anregenden Sichtweisen besonders geschätzte – *Fulbert Steffensky*²⁷ hat den Unterschied einmal mit folgender Sentenz auf den Punkt gebracht: *Wenn man an etwas glaubt, hält man es fest, aber wenn man vertraut, lässt man los*. Vielleicht

ist damit auch zu begründen, warum es zwar die – nach Jahrhunderten endlich erkämpfte – *Glaubensfreiheit* gibt, aber noch nie von *Vertrauensfreiheit* die Rede war. Ob Sie vertrauen oder nicht, da sind Sie völlig frei. Anders als die Glaubensfreiheit muss die Freiheit zu vertrauen auch nicht erkämpft werden – denn sie kann gar nicht begrenzt werden. Selbst bei der Meinungsfreiheit gibt es – verfassungsrechtlich betrachtet – den Gesetzesvorbehalt oder die Variante der praktischen Konkordanz²⁸. Nicht so beim Vertrauen. Ist Vertrauen also vielleicht eine Art letzte Bastion uneingeschränkter Freiheit?

Jedenfalls sind wir alle sehr darauf angewiesen, dass vertraut wird. Obwohl es so zerbrechlich ist. Unkalkulierbar. Eben ureigen. Einen Haken gibt es allerdings bei dieser Freiheit, nämlich die Gefahr, manipuliert zu werden, oder einfach belogen. Dann stehe ich da mit meiner Freiheit! Es ist halt wie so oft: Die schönsten Dinge sind auch die zerbrechlichsten. Zu ihnen zählt offenbar auch das Vertrauen.

Aber zurück zum Begriff *Hoffnung*. Wenn er hier – in Abgrenzung zum Begriff Vertrauen – in die Nähe einer *optimistischen Lebenseinstellung* gerückt wird, soll damit natürlich nicht etwa die existenzielle Bedeutung des Hoffens verkannt werden. Nicht umsonst gilt Hoffnung im Neuen Testament als eine der *drei göttlichen Tugenden* (Paulus, 1. Korinther-Brief, 13), folgt sie der Tugend des *Glaubens*, folgt ihr die *Liebe*. Und es bedarf keiner weiteren Begründung, dass es gewiss zu den bedeutendsten Aufgaben des Helfens und Erziehens zählt, Mut zu machen und zu vermitteln, dass man trotz aller Widrigkeiten des Lebens *nie die Hoffnung verlieren* sollte. Nicht zuletzt sei auch erinnert an *Ernst Bloch* und sein Hauptwerk *Prinzip Hoffnung: Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen. Seine Arbeit entsagt nicht, sie ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern*.²⁹

Im Übrigen gibt es in den Psalmen des Alten Testaments – zitiert im *Grimm'schen Wörterbuch* der Deutschen Sprache von 1852 ff.³⁰ – einen wunderschön formulierten Hinweis, wie man denn doch beides irgendwie miteinander verbinden kann: *...seintemal wir hoffend vertrauen in seines hailgen names kraft....* Hoffend vertrauen. Nun denn, ergänzen können sich die beiden Begriffe also sehr wohl, auch heute noch, aber festzuhalten bleibt schon: Vertrauen und Hoffnung sind nicht das gleiche, sind keine Synonyme – auch wenn es viele Zusammenhänge gibt.

Jedenfalls führt es nicht weiter, wenn wir etwas alleine deshalb schon Vertrauen nennen, weil wir uns das so angewöhnt haben

Wer kennt das nicht: Wenn man sich mal etwas intensiver mit einem Thema befasst, stößt man in seinem Alltag überall und permanent auf dazu passende Ereignisse und Beispiele. So geht es auch bei mir, seit ich an diesem Plädoyer arbeite, seit ich mir die vielen Facetten und Erscheinungsformen des Themas Vertrauen genauer anschau. Dazu ist allerdings auch tagtäglich viel Gelegenheit.

Ich sitze am Steuer meines Wagens und wundere mich, beobachte mich, bin erschrocken: Wie oft verlasse ich mich darauf, dass auf der Autobahn mein Vordermann nicht plötzlich bremst, dass ein LKW bei – sagen wir: Tempo 140 – plötzlich auf meine Spur ausschert. Obwohl ich die anderen Autofahrer überhaupt nicht kenne, verlasse ich mich doch darauf, dass sich die Anderen halbwegs gesittet verhalten. Habe ich also entsprechend viel Vertrauen? Blindlings? Und das tagtäglich? Übrigens auch in meine Bremsen? Ach ja, hat die Werkstatt eigentlich beim letzten Besuch wirklich die Bremsen geprüft?

Klar, auch mir fällt dazu das Wort Vertrauen ein. Aber es passt nicht wirklich. Ja, ich verlasse mich auf dies und das, kann das mal genauer adressieren und mal nicht. Aber das allein ist kein Vertrauen. Nochmals das Thema Corona-Pandemie. Da war es gang und gäbe, alles danach zu bemessen, ob man nun vertraut oder nicht, z. B. bestimmten Impfstoffen. Wie aber soll ich denn einem Impfstoff vertrauen, wenn ich kein pharmakologisch versierter Mediziner bin? Verzweifelt (oder resignierend) klammert man sich zwar an die durch Funk und Fernsehen vertrauten ExpertInnen. Aber die wiederum haben (zu Recht) darauf hingewiesen, dass sie nicht die politischen Entscheider seien. Letztere wiederum beriefen sich (zu Recht) auf die Wissenschaftler. Vertrauen? Nein, es ging um Einschätzungen. Aber von Vertrauen zu sprechen, hatte halt etwas Tröstliches.

Es ist nicht zu verhindern, dass Begriffe anders verwendet werden als sinnvollerweise und zur Vermeidung von Missverständnissen verwendet werden sollten. Die aktuellen Debatten um die Verwendung historisch belasteter Begriffe ermuntern auch nicht gerade zu dem Appell, sich bei der Begriffswahl darum zu bemühen, Missverständnisse zu vermeiden. Soweit sie nicht nur der Information und Sensibilisierung dienen, nerven diese Debatten schlichtweg. Aber folgt daraus, dass da, wo die Unterscheidung Sinn macht, sie einfach ignoriert werden sollte? So sprechen selbst sprachbegabte Prominente immer wieder davon, dass sich dies oder jenes *scheinbar* so entwickelt habe, obwohl damit im Wortsinn das Gegenteil von dem gesagt wird, was gemeint ist, nämlich dass sich die Dinge nun wohl tatsächlich so wie geplant entwickelt haben, also *anscheinend*. Es macht einen Unterschied, ob eine Primaballerina nur scheinbar *schwerelos* ist und nicht etwa *anscheinend*.

So sollte auch der Begriff Vertrauen zumindest vorsichtig bemüht werden, seine Kernbedeutung im Blick gehalten werden. Viele Missverständnisse könnten vermieden werden. Unternehmensberater verkünden z. B. in Management-Kursen gerne, ihre TeilnehmerInnen hätten *zu wenig Vertrauen in die Zukunft*. Dabei soll bei dieser Gelegenheit in Wirklichkeit nur eine Mischung aus Optimismus und Selbstvertrauen vermittelt werden, appelliert werden an die eben schon erwähnte Lebenseinstellung, man mag auch an Religionsersatz denken. Das geht im Übrigen sehr viel einfacher, als tatsächlich Vertrauen zu transportieren, ob nun mit viel Mühe oder weil man es einfach drauf hat, spontan Vertrauen ausstrahlen – ob nun dauerhaft oder nicht.

5. Eupistia, confidentia, reliance, trust ... Vertrauen. Zu den Schwierigkeiten, die sich aus fremdsprachlichen Rückübersetzungen ergeben können. Die Sache mit dem „Urvertrauen“

Vertrauen ist *etymologisch* betrachtet ein urdeutschsprachlicher Begriff. Aber in seiner inhaltlichen Bedeutung ist er nicht nur geprägt durch seine Anwendung und Entwicklung im deutschsprachigen Raum, sondern auch durch den Einfluss anderer Kulturen und dementsprechend auch anderer Sprachen. Den Lexika können wir entnehmen, wie man ein Wort von der einen in die andere Sprache übersetzen sollte. Aber ob sie jeweils wirklich deckungsgleich sind, ist eine andere Frage.

Beim Begriff Vertrauen betrifft das zunächst die ansonsten doch mit Begrifflichkeiten sehr penibel umgehenden Fachbereiche Theologie und Philosophie, inzwischen aber auch die Psychologie und insbesondere die Soziologie. Da gibt es die sprachhistorischen Entwicklungslinien aus der Antike, also – diese Verengung aus eurozentrischer Perspektive sei erlaubt – über die griechischen und lateinischen Begriffe, inzwischen aber auch über die englischen bzw. anglo-amerikanischen. Oft bleibt dann – zumindest beim Versuch einer Begriffsdefinition – nichts anderes übrig, als die Bedeutungsunterschiede in den jeweiligen Landessprachen zu berücksichtigen. So fragt der schon erwähnte, in der Schweiz lehrende Philosoph *Martin Hartmann* in seinem neuesten Werk zum Thema Vertrauen, ob es nicht notwendig sei, den Begriff Vertrauen abzugrenzen vom *Sich-verlassen-auf-jemand/-auf-etwas*, obwohl er ansonsten von einer extrem weiten Auslegung des Begriffs Vertrauen ausgeht³¹. Im Englischen gebe es da statt des Wortes *trust* doch *reliance*, verwende man dort auch den Begriff *reliability* (im Sinne von Verlässlichkeit, Zuverlässigkeit)³². Auch der Begriff *credit* wird in den USA etwas anders verstanden als bei uns das Lehnwort *Kredit*, steht dort eher für die Einschätzung der Erdverbundenheit, also ob jemand eher träumt oder ob er ein Realist ist.

Tatsächlich wird im Wirtschaftsleben, wo zunehmend auch außerhalb der anglo-amerikanischen Länder in englischer Sprache kommuniziert wird, inzwischen oft von *trust* gesprochen, obwohl es in Wirklichkeit um den erwähnten Optimismus geht und nicht um Vertrauen. Eigentlich müsste man im Englischen also (sprachhistorisch betrachtet) eher von *confidence* denn von *trust* sprechen („das wird schon irgendwie klappen“). Der Begriff *trust* vermittelt jedoch – ausgehend von seiner ursprünglich engeren Bedeutung – einen Nimbus, der zwar eigentlich zu weit geht (ins Deutsche treffender übersetzt i.S. von anständig, ordentlich, tugendhaft, korrekt), aber *trust* macht sich in der Selbstdarstellung von Firmen werbetechnisch einfach besser. Und in Deutschland wird in der Werbung inzwischen – sprachhistorisch also auf dem Umweg über das englische *trust*, also in Form einer Rückübersetzung – geradezu inflationär von *Vertrauen*

gesprochen. Als Parole. Ob das nun den Umsatz steigert oder nicht – der Begriff Vertrauen wird auf diese Weise jedenfalls immer stärker verwässert.

Was heißt das in der Konsequenz? Sollen wir diesem Trend der Werbewirtschaft folgen? Sprache kann dazu genutzt werden, Sachverhalte zu beschönigen oder auch Nebel zu werfen. Sprache bietet aber auch die Chance, für (mehr) Klarheit zu sorgen. Letzteres entspricht natürlich dem Grundanliegen dieses Plädoyers und so liegt es nahe, einige Varianten des Begriffs Vertrauen zumindest nur noch *nebeneinander* zu stellen, Vertrauen also nicht als Oberbegriff zu verstehen. Im Jargon der Jurisprudenz, der stark durch das Römische Recht geprägt ist: als *aliud* und nicht als *plus* oder *minus*. Sonst wird *das Besondere* nicht deutlich, die sog. *differentia specifica*, also was den Unterschied gegenüber anderen Begriffen ausmacht – hier: gegenüber dem Begriff Vertrauen.

Seine zentrale Bedeutung wird aber geradezu überdeckt, wenn er auch bezogen wird auf anonyme Adressaten, also kein konkretes personales Gegenüber vorausgesetzt wird. Es gehört zum Bedeutungskern des Begriffs Vertrauen, dass der *Vertrauensimpuls* auf etwas zielt, was *beeinflussbar* ist und dass Gelegenheit gegeben ist, bezogen auf ein personales Gegenüber, zu kommunizieren und Entscheidungen zu treffen. Also auch beim Helfen und Erziehen.

Nun gab es bei diesen Begriffen *Hoffnung*, *Glaube* und *Einschätzung* aber *keine Wortverwandtschaft*. Im Folgenden werden dagegen Begriffe ins Spiel gebracht, bei denen das anders ist, nämlich zusammengesetzte Wörter, also *Komposita*, bei denen das Wort Vertrauen sogar explizit enthalten ist. Aber auch diese Komposita haben Bedeutungsgeschichten, besagen unterschiedliches und es ist die Frage zu stellen, in welchem Verhältnis diese Kombinationen in ihrer jeweiligen inhaltlichen Bedeutung zum Begriff Vertrauen in dessen *Kerngehalt* stehen.

Urvertrauen. Wohl dem, der's hat.

Zum Beispiel, wenn Vertrauen mit dem Präfix *Ur-* versehen ist. Dazu sei ein kleiner Ausflug in die Linguistik erlaubt. Wie dem Grammatik-Duden zu entnehmen ist, muss dieses Präfix *Ur-* keineswegs als Merkmal dafür verstanden werden, dass es hier um eine Basis geht, aus der etwas erwachsen oder quasi entsprungen ist (*Ur-sprung*). Es kann vielmehr auch etwas anderes bedeuten. Und so ist es beim Begriff *Urvertrauen*. Mit dieser Abgrenzung soll nicht etwa gesagt werden, dass *Urvertrauen* nicht auch ein interessanter Anknüpfungspunkt sein könnte für das *eigentliche Vertrauen*. Es ist aber anders fokussiert, und zwar in maßgeblicher Hinsicht.

Dazu gibt es allerdings verschiedene Meinungen, und zwar nicht wegen der Grammatik, sondern aus inhaltlichen Gründen. So wird die Meinung vertreten, Vertrauen sei *eine Kontextualisierung des Urvertrauens*³³, *Urvertrauen* sei ein

Teil des Vertrauens, das als *andauerndes Potenzial* angeboren sei. Damit sei Vertrauen *bezogen auf die Nahrung, um zu essen* oder auf *unsere Umgebungsluft*. Auch heißt es, Babys hätten Vertrauen schon bei ihrer Geburt. Sie vertrauten irgendwie darauf, dass alles gut gehen werde. Sie würden Tag für Tag erfahren, dass dieses Urvertrauen *funktioniert*. Es gibt aber auch Theorien, nach denen es genau umgekehrt ist, also dass es bei Kindern so etwas wie *Ur-Misstrauen* gebe, das auf den *Geburtsschock* zurückzuführen sei.

Tatsächlich hat sich der Begriff *Urvertrauen* im deutschen Sprachraum erst vor ca. 50 Jahren eingebürgert, nämlich im Anschluss an die Erkenntnisse *Erik H. Eriksons*³⁴ zur Bedeutung der frühen Kindheit für das weitere Leben. Eine Bezugnahme auf Erikson ist für die begriffliche Definition aber wenig ergiebig, denn der Begriff *Urvertrauen* ist nur die deutsche Übersetzung des englischen *basic trust*³⁵ und *basic/Basis/Grundlage* ist nicht unbedingt bedeutungsgleich mit dem deutschen Präfix *Ur-* vor dem Begriff *Vertrauen*. *Ur-* kann zwar auch soviel bedeuten wie *aus/heraus*, was aber im Zusammenhang mit dem Begriff *Vertrauen* wenig Sinn machte. Das heißt allerdings in der Konsequenz, dass *Urvertrauen* eben keine Form von *Vertrauen* im eigentlichen Sinne sein *muss*, sondern zumindest in Betracht kommt, dass *dieses* *Vertrauen* zwar als ähnlich oder im Sinne von *davor* erscheint, eben – wie oben schon angesprochen – als ein *minus* (ein weniger) gegenüber dem Begriff *Vertrauen* (als Oberbegriff), sondern als ein *aliud* (ein anderes), vielleicht auch als eine Art *Vorvertrauen*.

Folgt man dagegen den Autoren, die *Urvertrauen* als einen *Unterfall von Vertrauen* definieren, als eine *Brücke zum Kosmos als Ganzem* schlagen zur gesamten Natur, ist *Urvertrauen* eine Variante von *Vertrauen*. So bestechend diese Vorstellung zunächst ist, schneidet sie aber ein Merkmal geradezu ab, jenes Spezifikum, das insbesondere für die Praxisperspektive von großer Bedeutung ist, etwas Eigentliches ausmacht: Die *Beziehung zu einem personalen Gegenüber*. Erkläre ich dagegen die Sehnsucht nach *Vertrauen* als naturgegebenen Grundimpuls, dann wird nicht zuletzt *Potenzial* im Sinne von *Weiterentwicklung* vernachlässigt, jedenfalls in dem Sinne, wie wir die spezifisch menschliche *Fähigkeit zu kreativem Gestalten* auf der Basis freier Entscheidung und Kommunikation verstehen, unser originäres menschliches Handeln *nicht als animalischen Reflex*.

Damit kein Missverständnis entsteht: Selbstverständlich ist es beim Helfen und Erziehen wichtig, auf die *urwüchsigen* Momente des *Urvertrauens* zu schauen, einschließlich der Defizite, die zu erheblicher Beeinträchtigung des menschlichen Wohlbefindens führen, die Entwicklung von Kindern massiv blockieren können. Im Gegenteil: Helfen und Erziehen stellen insofern eine besondere Chance dar, aber eben nur *anknüpfend* an dem, was an *Urvertrauen* da ist oder nicht da ist, an der *Fähigkeit zur Vertrauensbildung* zu arbeiten, und zwar sowohl in der *Fähigkeit, sich für Vertrauensrisiken* zu öffnen wie auch, *Vertrauen zu vermitteln*. Nehme ich jedoch in der Definition des Begriffs *Vertrauen* das personale Gegenüber weg, verkenne bzw. übergehe ich das *Veränderungspotenzial*, das in ihm

steckt und damit eines der wichtigsten Elemente bzw. Perspektiven des beruflichen Helfens und Erziehens.

Wie immer man nun die damit zusammenhängenden Prozesse fachwissenschaftlich einschätzt, wird hier hauptsächlich Wert daraufgelegt, dass durch einen Verlust der begrifflichen Kontur nicht etwa seine spezifische Bedeutung für die menschliche Beziehung verflacht wird. Einerseits erschwert das die Begriffsbestimmung, andererseits hilft es dabei, Vertrauen nicht nur als *bunt* zu erleben, sondern es besser erkennbar und damit (be-)greifbarer wird in seinen unterschiedlichen Farben. Es macht den Begriff eher und ernsthafter handhabbar bei der Reflexion über qualifiziertes bzw. professionelles Helfen und Erziehen.

6. Systemvertrauen 1: Sollen wir positive Einschätzungen zu (abstrakten) Systemen wirklich „Vertrauen“ nennen?

Ich erinnere mich gut. Es war Mitte der 80er Jahre. Ich war Mitglied einer interdisziplinären Arbeitsgruppe, die Empfehlungen formulieren sollte zur Weiterentwicklung fachlich-methodischer Leitlinien für die Praxis der sozialen Arbeit. Das Thema Vertrauen tauchte auf. Es wurde diskutiert, wurde skeptisch nachgefragt, ob es angesichts zunehmender Arbeitsteilung und komplexer Apparate und Netzstrukturen in den meisten Bereichen der sozialen Arbeit überhaupt noch so etwas wie Vertrauen geben könne. Es sei doch meist gar nicht erkennbar, wem Betroffene ggf. vertrauen könnten, also ob der Begriff Vertrauen überhaupt noch angemessen sei. Da meldete sich ein auf systemtheoretische Ansätze spezialisierter Sozialwissenschaftler zu Wort. Er brachte einen Terminus ein, der damals in diesen Beratungen wie eine Zauberformel wirkte: *Systemvertrauen*.

Dieser Terminus Systemvertrauen, in Deutschland insbesondere durch den schon erwähnten *Niklas Luhmann* verbreitet, ist gewiss hilfreich, um komplexe Kommunikationsprozesse besser zu verstehen. Aber die sehr spezielle Sicht der Soziologie³⁶ ist unverkennbar und insbesondere ist mittlerweile die Frage zu stellen, ob man in sprachlicher Hinsicht tatsächlich *Systemvertrauen* im Sinne einer *Erweiterung* des Vertrauensbegriffs so akzeptieren sollte, insbesondere für den Bereich des Helfens und Erziehens. Daran ändert sich auch nichts dadurch, dass *Luhmann* sehr wohl differenziert hat, indem er *persönliches Vertrauen* abgrenzt vom *Systemvertrauen*. Das Ergebnis ist jedoch: Er *relativiert den Kernbegriff*.

Es wird bei ihm und vielen anderen nicht problematisiert, dass es einen elementaren Unterschied macht, ob der Begriff Vertrauen für all diese genannten *Vertrauensarten* als (gemeinsamer) Oberbegriff verwendet wird oder ob die jeweiligen Kategorien nebeneinanderstehen, ohne als Vertrauen bezeichnet zu werden. Gelten sämtliche inzwischen dazu entwickelten Kategorien nämlich als *Unterfall von Vertrauen*, führt das unweigerlich dazu, dass in der Praxis, nicht zuletzt in den Medien und in der Politik, bei sämtlichen Varianten von *Vertrauen*